Antwort an eine Kommilitonin

Studentenlosung 1949: „Max braucht Wasser" / Und heute?

Mit dem Wörtchen „einst" ist es so eine Sache. Kürzlich blätterte ich in einer alten Zeitschrift. Ich stieß auf einen Artikel, der von einem Ereignis berichtete, das einst an unserer Universität in aller Munde war und bei dem ich selbst mitwirkte. Im redaktionellen Vorspann dieses Artikels vom „FORUM" 4 1949 heißt es:

„Und hier ist unser großer Plan ... Wir Studenten ... wollen nicht warten, bis andere uns einen Ruck geben, wir geben ihn uns selbst ..., denn jeder hat am Fundament mit zu schaffen, wenn er sich's unter dem Dache einst wohlsein lassen möchte."

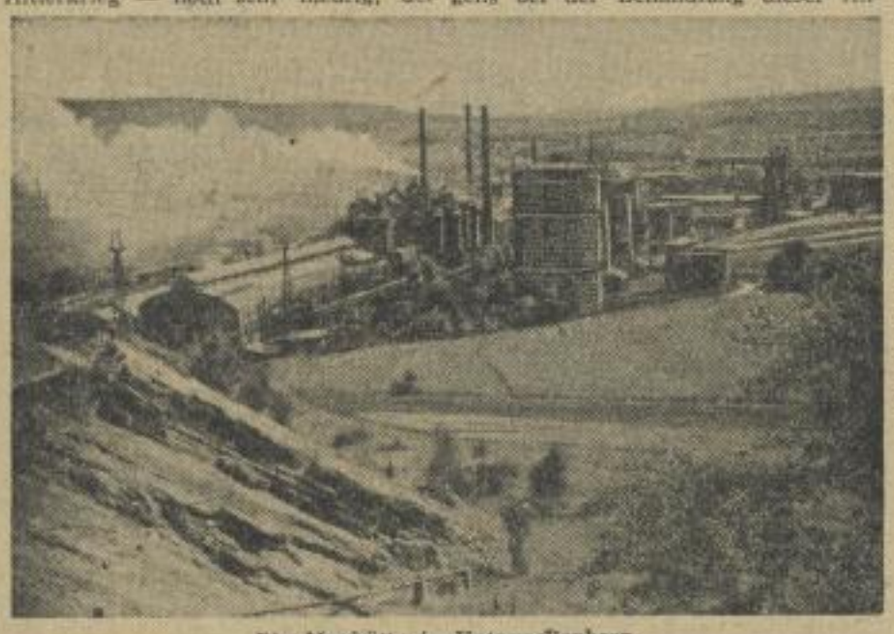
Wieder dieses „einst" — hier blickt es in die Zukunft. Es wurde inzwischen zum Jetzt. Denn kein ernst zu nehmender Mensch kann bestreiten, daß man es sich heute unter dem Dache unserer Republik wohlsein lassen kann, vor allem als Student.

Die Studenten verdanken ihr gesichertes Studium dem Fleiß der Arbeiter, der Bauern, der Intelligenz. Oder, sagen wir einfach, einigen Blöcken Stahl, die zum Beispiel in der Maxhütte in Unterwellenborn produziert wurden. Der Stahl dieser Blöcke mag vom Hochofen II ausgespien worden sein, dessen Windrohre mit Saalewasser gekühlt werden. Dieses Wasser wird den Hang des Saaletales empor und durch eine Wasserleitung zum Hochofen II hin gepumpt. Die Leitung ist unsichtbar, sie liegt unter der Erde, und wer weiß, was heute darauf steht oder wächst.

Max braucht Wasser!

Diese Leitung haben wir im Winter 1948/49 bauen helfen (der erwähnte FORUM-Artikel berichtete über diesen Arbeitseinsatz). Wir — das waren Studenten von Leipzig und Jena, Volkspolizisten und viele andere junge Menschen mehr. Es herrschte gerade grimmige Kälte. Wir wohnten in Eisenbahnwaggons, die von einem Kesselwagen mit Dampf geheizt wurden. Die Arbeit war nicht leicht, denn der Boden war gefroren und steinig, zum Teil sogar mit Felsblöcken durchsetzt, die mit dem Preßluftbohrer zerstoßen oder gesprengt werden mußten. Doch das konnte uns den frohen Mut nicht nehmen. Einige von uns fanden sich zu einer Kulturgruppe zusammen, die nach Feierabend vor den Kumpeln der Maxhütte auftrat. Regie führte der Dichter Kuba, der damals in der Maxhütte wohnte, um das Leben in diesem großen Werk zu studieren ...

Die Wasserleitung hatte erstrangige Bedeutung, denn die Produktion der schnell wachsenden Maxhütte drohte zu stagnieren, wenn die Wasserzufuhr nicht rasch gesichert wurde. Von der Produktion des „Max" aber hing viel, sehr viel ab. Der künftige Stahl bedeutete das künftige Brot. Und damals war das Brot noch rationiert, der Lebensstandard — wenige Jahre nach dem Hitlerkrieg — noch sehr niedrig; der innerdeutsche Handel war fast zum Erliegen gekommen. Dem Würgegriff der Imperialisten mußte aus eigener Kraft begegnet werden.



Die Maxhütte in Unterwellenborn

Da löste der Ruf der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands: „Max braucht Wasser!" eine Bewegung aus, die in diesem Umfang an einer deutschen Universität bisher unbekannt war. Die Aufforderung, selbst mit Hand anzulegen beim Aufbau des neuen Lebens, rüttelte die Geister wach. Die Fronten klärten sich; viele, die bisher abseits standen, wurden für ihr ganzes folgendes Leben in den Strom der Entwicklung einbezogen und ergriffen freudig Partei für das Neue. Heute stehen sie an verantwortungsvoller Stelle in unserem Staat und meistern ihre Aufgaben.

Aber es gab auch Bremsklötze. Ein Mitglied des Studentenrates zum Beispiel vernachlässigte bewußt seine Pflichten als Leiter einer der jeweils dreiwöchigen Belegungen; der wackere Mann wollte uns sogar „verbieten", eine FDJ-Fahne mit zum Arbeitsplatz zu nehmen! Er wurde aus dem Studentenrat ausgeschlossen. Der Rat tagte übrigens bei der Behandlung dieser Angelegenheit erstmals unter einer FDJ-Fahne. Ja, auch die Arbeit der Freien Deutschen Jugend, die damals an unserer Universität ihre ersten Schritte tat, kam ein großes Stück voran. Der Maxhütten-Einsatz brachte es mit sich, daß die bis dahin noch starken rückschrittlichen Kräfte viel an Einfluß verloren.

Hannelores persönliche Interessen

Vor mir liegt eine Stellungnahme zum Entwurf des neuen FDJ-Hochschulprogramms, Hannelore, eine Journalistikstudentin, begrüßt darin das neue Programm.

„Aber", schreibt sie dann, *„während eines Teils der Ferien nützliche Taten vollbringen . . .!? Ich kann mich damit (also mit den nützlichen Taten, D. V.) nicht einverstanden erklären. Wenn ich zwei Semester lang intensiv studiere und das anschließende Praktikum gewissenhaft durchführe, habe ich soviel persönliche Interessen, denen ich mich ausschließlich widmen müßte."*

Soweit Hannelore, die künftige Journalistin. Man könnte ihr einfach antworten: Was einem Kuba recht ist, müßte einem Journalisten billig sein. Oder: Was stellt sich Hannelore eigentlich unter ihrem späteren Beruf vor? Aber das Problem liegt tiefer, und es ist auch kein Problem ausschließlich Hannelores.

Werfen wir noch einmal einen kurzen Blick in die Vergangenheit!

Bei jenem Einsatz in Unterwellenborn — ich glaube, die zweite Belegung schachtete gerade ein Staubecken aus — wurde einmal die Norm nicht erfüllt. Der Boden leistete diesmal besonders hartnäckigen Widerstand. Kleinmut kam auf, gefördert durch das oben erwähnte Studentenratsmitglied. Als der Tag der Heimfahrt gekommen war, erklärte sich eine Gruppe Studenten bereit, zwei oder drei Tage länger zu bleiben, um das Staubecken fertig auszuschachten.

„Wir wußten nicht, wie uns geschah", *sagte später einer dieser Studenten, „wir waren geradezu besessen von dem Gedanken: Das Becken muß fertigwerden! Keiner wollte hinter dem anderen zurückbleiben. Der Dreck und die Brocken flogen nur so, und wir fraßen uns förmlich in die Erde. Wir spürten nicht mehr die Anstrengung. Als wir fertig waren, fühlten wir uns wie Sieger. Noch nie habe ich mit einer derartigen Bewegung die Internationale gesungen wie an jenem Tage, als wir, voran die rote Fahne, in den Speisesaal einmarschierten, wo uns die Kollegen erstaunt und freudig anschauten."*

Kein Zweifel, daß auch die jüngsten Einsätze der Studenten in der Braunkohle von diesem Geist getragen waren. Sie zeigen, daß die nützliche Tat der Studenten für den friedlichen Aufbau bereits Tradition geworden ist. Es gilt nunmehr, dieser Tradition Neues hinzuzufügen, indem man sie verallgemeinert.

Worin aber besteht der Inhalt, die Forderung dieser Tradition? Darin, daß der Student einer sozialistischen Universität fähig sein muß, seine persönlichen Interessen eng mit denen der Gesellschaft zu verbinden, ja in gewisser Weise zu verschmelzen. Gerade das haben die Studenten in Unterwellenborn (und an vielen anderen Stellen) getan. Sie opferten nicht nur ihr persönliches Interesse dem gesellschaftlichen. O nein, dann hätten sie gewiß nicht die Kraft für ihre außergewöhnlichen Leistungen aufbringen können. Sie erkannten vielmehr, daß die Interessen der Gesellschaft i h r e e i g e n e n sind.

Natürlich gibt es auch „rein" persönliche Interessen, und die soll und kann der Student nach wie vor wahrnehmen. Schließlich verbleiben ihm im Studienjahr insgesamt noch mehr Ferien, als sie ein Arbeiter beanspruchen kann. Aber selbst diesen persönlichen Interessen kann man sich nur dann „ausschließlich widmen", wenn dies die Gesellschaft garantiert. Auch während der Ferien fließt ja für unsere Studenten der Stahl — sprich das Stipendium. Und das verpflichtet.

Das richtige Verhältnis

Ist bei vielen Studenten die Verbindung zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Interessen nicht recht lose geworden? Gibt es nicht deshalb bei einigen Kommilitonen Unsicherheit und Wankelmut in politischen Fragen? Gerade darum hat sich auch mitunter der Blick für die Fronten im Klassenkampf, im Kampf für den Frieden und gegen den westdeutschen NATO-Imperialismus getrübt. So konnte es geschehen, daß in den Oktober- und Novembertagen des vergangenen Jahres eine Reihe Studierender den Agenten imperialistischer Geheimdienste und westlichen Radiostationen Gehör schenkte und derart törichte Auffassungen vertrat, daß mancher Arbeiter fragte: „Was ist bloß in diese Studenten gefahren? Denen fehlt's doch bei uns weiß Gott an nichts!"

Doch! Am richtigen Verhältnis zwischen sich und der Gesellschaft.

Das ist nicht in erster Linie die Schuld der Studenten — die sind sicherlich nicht schlechter, als ihre Kommilitonen der Jahre 1948 und 1949. Sie sind im allgemeinen nur jünger, und vielen fehlt die Verbindung zur Praxis; sie wissen vor allem die Handarbeit nicht zu schätzen, weil sie sie nicht einschätzen können.

Doch dem kann und muß abgeholfen werden, im (persönlichen!) Interesse jedes Studenten, der ja später, wo immer es sei, seinen Mann im Dienste unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht zu stehen hat.

Der Entwurf des neuen FDJ-Hochschulprogramms weist dafür den rechten Weg, und man kann seine Forderungen nur begrüßen. Dabei sollten wir uns an die gute Tradition von „einst" erinnern und der Arbeiterklasse auch mit der praktischen Tat zur Seite stehen.

Walter Kronenthal

Jeder eine gute Tat für unsere gute Sache

GST-Lager	1550
Braunkohleneinsatz	1700
Landeinsatz	600
Kinderferienlager	270
Betriebseinsatz	700

Stand der Verpflichtungsbewegung vom 7. Juni

An die UZ geschrieben

George Bernard Shaw wußte es auch

Noch immer sind die Diskussionen über das praktische Jahr vor dem Studium nicht abgeschlossen. Es gibt noch Oberschüler und Studenten, die diese Notwendigkeit nicht einsehen wollen. Sie argumentieren so: Unser Staat braucht Arbeiter, weil er seine Produktionsaufgaben nicht bewältigen kann. Deshalb will man uns ein Jahr unseres kostbaren Lebens rauben.

Das ist Unsinn. Natürlich brauchen wir noch viele Arbeiter. Aber wir brauchen vor allem auch tüchtige, mit dem Leben verbundene Wissenschaftler, Aerzte und Intellektuelle. Daran fehlt es uns noch. Und gerade weil wir tüchtige Wissenschaftler, Aerzte und Intellektuelle brauchen, soll dieses praktische Jahr eingeführt werden.

Das ist kein Widerspruch, und dieser Gedanke ist auch nicht neu. Ich möchte nur einige Sätze von George Bernard Shaw anführen, von dem niemand behaupten wird, daß er sich Gedanken über die Arbeitskräfteversorgung in der DDR gemacht hat.

„Größere Kinder könnten vor dem Beginn ihrer Studienzeit vieles leisten. Die Unzulänglichkeit unserer Universitäten liegt darin, daß die Studenten Schuljungen bleiben, während die Grundlage der Universitätserziehung die Voraussetzung ist, daß sie Männer seien ... Die Universität wird immer in irgendeiner Form als eine Gemeinschaft von Personen bestehen, die auf die Erhebung ihrer Geisteskultur bis zu der höchsten ihnen erreichbaren Stufe hinzielen, nicht als einsame, in der Abgeschlossenheit studierende Gelehrte, sondern als Glieder einer Körperschaft von Individuen, die alle der Kultur zustreben, von Kultur sprechen, Kultur denken und vor allem Kultur kritisch beurteilen. Wenn solche Menschen mit Erfolg studieren, sprechen und urteilen wollen, so müssen sie die Welt außerhalb der Universität mindestens ebenso gut kennen, wie der Kaufmann in High Street Geschäfte kennt. Ebendies ist heute nicht der Fall. Man kann in Umschreibung der Worte Kiplings von ihnen sagen: ‚Was wissen sie von Plato, die nur Plato kennen?' Wenn unsere Universitäten jeden ausschließen würden, der nicht zum mindesten zwei Jahre hindurch sein Leben durch eigene Mühe leistung verdient hat, so wäre ihr Erfolg ein weit wirksamerer."

(Shaw, Ges. Dram. Werke in 12 Bänden, Zürich 1948, Bd. 9, S. 179/180.)

Was Shaw unmißverständlich für seine Zeit forderte, das soll jetzt bei uns Wirklichkeit werden. Aber einige Besserwisser sind eben klüger als Shaw.

Roland Schubert, stud. phil. 3. Stud.-Jahr

Spielhölle im Studentenklub?

In unserer letzten Gruppenversammlung diskutierten die Freunde über unseren Studentenklub im Klubhaus „Kalinin". Sie empörten sich darüber, daß in diesem Klub von vielen Studenten um recht erhebliche Beträge Skat gespielt wird. Und zwar handelt es sich hier in erster Linie um Studenten der Naturwissenschaftlichen Fakultäten.

Wir sind der Meinung, daß man diesen Studenten ruhig einmal ihr Stipendium etwas kürzen sollte. Außerdem fordern wir, daß sich die FDJ- und Parteigruppen dieser Studenten einmal mit ihnen auseinandersetzen. Auch wir haben uns mit den Freunden aus unserem Seminar, die ab und zu im Klub Skat spielen, ausgesprochen und ihnen gesagt, daß es verwerflich ist, unser Stipendium, das von unseren Arbeitern unter Schweiß verdiente Geld, leichtfertig zu verspielen. In diesem Zusammenhang wurde von unseren Freunden energisch gefordert, daß sich die FDJ-Leitungen der Universität einmal mit der Spielhölle im Studentenklub beschäftigt und dafür sorgt, daß ein anderes Leben im Klubhaus einzieht. Unsere Freunde machten den Vorschlag, für andere Beschäftigungsmöglichkeiten im Klub zu sorgen, wie z. B. Billard, Tischtennis, Bücher, Fernsehapparat oder Organisierung sonstiger Veranstaltungen.

Juristenfakultät Seminargruppe 8

Worüber meine Freunde diskutieren

In den Fakultäten diskutiert man in diesen Tagen recht eifrig den Entwurf des Hochschulprogramms der Freien Deutschen Jugend. In zahlreichen Gesprächen und Zuschriften stimmten die Studenten diesem Entwurf zu. So auch Wolfgang Oese, der Volkswirtschaft studiert. Er hat sich eingehend mit dem Programm beschäftigt. Die Hilfe der Studenten beim Aufbau unserer sozialistischen Heimat und die Stärkung unserer Verteidigungsbereitschaft durch die Teilnahme am GST-Lager hält er für besonders wichtig. In seiner Gruppe werden zwölf Freunde am GST-Lager teilnehmen, während vier Freunde sich an einem Arbeitseinsatz beteiligen wollen.

Etwas ärgerlich ist Wolfgang über die schlechte Vorbereitung des Berufspraktikums in seiner Fachrichtung. Bis jetzt weiß hier keiner der Freunde, wer in diesem Jahr sein Praktikum absolvieren wird. Er freut sich deshalb, daß das Hochschulprogramm auch eine bessere und gründlichere Vorbereitung des Praktikums fordert.

Reimund Borsdorf, der ebenfalls Volkswirtschaft studiert, weist darauf hin, daß es jetzt Aufgabe der Mitglieder unseres sozialistischen Jugendverbandes sei, bei der Schaffung sozialistischer Universitäten und Hochschulen aktiv mitzuwirken. Das erfordere ein sehr hohes Bewußtsein. Es sei deshalb unverständlich, daß es einige Freunde als Formsache betrachten, das FDJ-Abzeichen zu tragen. Reimund meint, daß das Tragen des FDJ-Abzeichens zu den ersten Pflichten eines jeden Mitgliedes der Freien Deutschen Jugend gehöre.

Dieter Altmann

Veterinäre Handballsieger

Mit Interesse habe ich die neueste Nummer unserer Universitäts-Zeitung gelesen. Besonders habe ich mich über den ausführlichen Sportteil gefreut, der in dieser Form sicher einen Beitrag zum Aufschwung des Sports an unserer Universität leisten wird. Leider ist in dem Artikel „Die Universitätsmeisterschaften im Spiegel der Zahlen" ein Fehler unterlaufen. Als Universitätsmeister wird in diesem Artikel die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät vor den Veterinär-Medizinern und Journalisten in der Spalte „Handball" genannt. Die Vet.-Med. konnte jedoch im Endspiel die ABF mit 13:11 Toren schlagen. Meine Mannschaftskameraden und ich würden uns sehr freuen, wenn ihr diesen Fehler in eurem ausführlichen Bericht richtigstellen würdet.

Günter Teßner, stud. med. vet.

Günter Teßner hat recht. Universitätsmeister in Handball wurde die Mannschaft der Vet.-Med. vor ABF und Journalisten. Unsere Sportredaktion bittet diese Versehen zu entschuldigen.

Illustration zu Barbusse „Der singende Soldat"

Eine Diplomarbeit von Klaus Koker, Hochschule für Grafik

Das Redaktionskollegium
Redaktion: Leipzig C 1, Ritterstraße 26/II, Ruf 6 43 56, App. 261 — Druckgenehmigung Lo 9001/57 des Rates der Stadt Leipzig — Druck: LVZ — Erscheinungsweise: vierzehntäglich.